



Eröffnungsrede für die Sonderausstellung

„Es war einmal Krieg“

von Wiebke Kramer

am 16.03.2010

Sehr geehrte Damen und Herren,

seit mittlerweile mehreren Jahrzehnten erleben Museen in Deutschland einen Boom. Ihre Zahl steigt, ihre Sammlungen wachsen und die Besucherzahlen nehmen immer weiter zu.

Militärhistorische Museen fristeten bisher allerdings immer noch ein Nischendasein – ihr Wachstum war deutlich langsamer und weniger eindrucksvoll.

Die Gründe dafür sind nicht besonders kompliziert.

Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges haben in Deutschland eine öffentliche Akzeptanz für Militärgeschichte lange Zeit praktisch unmöglich gemacht – sei dies nun in der historischen Wissenschaft oder in der musealen Vermittlung.

Auf beiden Feldern finden nun endlich in Deutschland rasante, nachholende Entwicklungen statt – es werden Netzwerke gegründet, Forschungsprojekte aufgelegt, Studiengänge eingerichtet – und eben auch die Museen neu aufgestellt.

Es ist ironisch, dass dabei in Deutschland ausgerechnet militärhistorische Museen in der öffentlichen Wahrnehmung mit einem Ruf als besonders verstaubte und altmodische Museen kämpfen müssen.

Denn historisch betrachtet waren Waffen und Feldzeichen die Bestände der ersten Museen überhaupt.

Und es waren die Kriegsausstellungen und -museen des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit, die das Verständnis von Museen modernisiert haben und die Häuser populär gemacht haben.

Krieg, Militär und Museum sind also *historisch* untrennbar verbunden.

Die gesellschaftlichen Veränderungen im Verhältnis zu Krieg, Tod und Gewalt haben jedoch das Geschäft der Militärmuseen immer schwieriger gemacht.

Mittlerweile ist sich die Fachwelt einig, dass Militärmuseen heutzutage eigentlich vor einem unlösbaren Widerspruch stehen.

Zum einen ... wird in Militärmuseen ein aus heutiger Sicht sehr schwieriges Thema verhandelt. Dreh- und Angelpunkt dieser Ausstellungen ist in letzter Konsequenz nämlich IMMER Tod und Gewalt.

Zum anderen ... wird von Museen aber prinzipiell erwartet, ein unterhaltsames Erlebnis bereitzustellen – und zwar emotional und sinnlich. Museen SOLLEN Sinn-Bilder schaffen, sollen gezielt Emotionen wecken. Das ist es, was sie von Geschichtsschreibung zwischen Buchdeckeln abgrenzt.

Aber wer kann beim Grundthema Tod und Gewalt schon ein wirklich emotionales und sinnliches Erlebnis wünschen?

Das Imperial War Museum in London beispielsweise hat einen Schützengraben nachgebaut und als sinnlichen Eindruck Gerüche eingebunden. Allerdings wurde ein schwacher Pulvergeruch und der Geruch gebratenen Specks zum Frühstück ausgewählt.

Die Gerüche, welche die Quellen dominieren, sind abwesend – Verwesung, Exkrememente und Erbrochenes.

Neben diesen Umsetzungsproblemen gilt auch: Militär und Krieg sind zutiefst politische Themen von enormer gesellschaftlicher Tragweite. Sie bieten Potential für heftigste Diskussionen.

Wer diese Eisen anfasst, muss damit rechnen, dass sie heiß sind.

Beide Probleme zusammen – das potentiell kontroverse Thema und dessen schwierige Umsetzbarkeit – führen in vielen Militärmuseen zu einem einfachen Fluchtreflex: Man stellt einfach beeindruckende Waffentechnik, glitzernde Orden und bunte Uniformen aus – ohne kritischen Kontext, ohne eigene explizite Positionierung.

Diese Objekte faszinieren allein durch Größe, Farbenvielfalt, teils sogar Schönheit.

Wie die Kulturwissenschaftlerin Christine Beil richtig feststellte, führt das zu einem bequemen „Dingkult“ - das Objekt wird aus seinen historischen Gebrauchs- und Wirkungszusammenhängen entfernt.

Kein Blut, keine Verzweiflung, kein Leid, keine Angst, keine Zweifel, keine Wut – überhaupt keine menschliche Dimension.

Und noch viel erleichternder: Diskussion über historisch-politische und kulturelle Kontexte entfallen – und damit auch jede Positionierung in den Debatten der eigenen, der aktuellen Gesellschaft.

Um es zusammenfassend mit dem Historiker Hans-Ulrich Thamer zu sagen:

„Kaum ein historischer Gegenstand stellt die Institution Museum und seine Vermittlungspraxis vor eine größere Herausforderung als der moderne, totale Krieg des 20. Jahrhunderts – solange sich ein Militärmuseum den politischen und erinnerungskulturellen Herausforderungen stellt und sich nicht auf eine bloße Waffensammlung und Trophäenschau beschränkt.“

Dieses Beschränken, dieser Fluchtreflex ist – um mal im Bild zu bleiben – Feigheit vor dem Feind:

Ein Museum ist kein Disneyland.

Ein Museum ist ein Bildungsträger.

Museen sind Akteure in den kulturellen Debatten. Sie repräsentieren UND formen gleichzeitig die Kultur einer Gesellschaft.

Für Militärmuseen bedeutet das: Sie repräsentieren UND formen den Umgang einer Gesellschaft mit Militär und Krieg, mit Tod und Gewalt.

Sie haben den AUFTRAG dies zu tun. Und sie dürfen vor diesem Auftrag nicht zurückschrecken.

Auch das Panzermuseum darf das nicht. Das Panzermuseum Munster formt das Verständnis, die Diskussionen dieser Gesellschaft über diese schwierigen Themen MIT.

Das Panzermuseum hat eine Verpflichtung, diese schwierige Aufgabe anzunehmen und sie zu erfüllen. Es muss sich, um Thomers Worte aufzugreifen, „diesen Herausforderungen stellen“.

Dies gilt ganz besonders in einer Zeit, in der die Militärmuseen, wie erwähnt, NACHholen und AUFholen müssen. Wir haben keine Ausreden mehr, diese Rolle nicht zu erfüllen.

Das Panzermuseum nimmt diese Verpflichtung ernst. Schon seit Jahren erteilt dieses Haus der Flucht in die reine Technikschaueine entschiedene Absage. Und die praktischen Konsequenzen dieser Positionierung werden immer sichtbarer.

Die Ausstellung von Wiebke Kramer ist ein weiterer Schritt in diesem Prozess – und ein enorm wichtiger noch dazu.

Denn dass wir Frau Kramers Bilder zeigen dürfen, erweitert die Arbeit des Museums um gleich zwei Aspekte.

Erstens findet nun Erinnerungskultur im Museum ihren Raum – der Umgang mit dem Krieg NACH dem Krieg, die Verarbeitung von Kriegserlebnissen im Inneren der Menschen.

Krieg und Gewalt enden nicht mit dem Tag des Waffenstillstandes – wenn es so einen Tag überhaupt noch gibt. Krieg und Gewalt bleiben oft Lebensthemen, bleiben Dreh- und Angelpunkt ganzer Biographien.

Die „Gesellschaft der Überlebenden“ hat die Historikerin Svenja Goltermann die junge Bundesrepublik genannt. Der Krieg als bestimmende Lebenserfahrung durchbricht gesellschaftliche Schranken.

Die Frage, WIE der einzelne und WIE die Gesellschaft einen Krieg erinnert, ist daher von höchster Wichtigkeit – FÜR den einzelnen und FÜR die Gesellschaft. Hier kommen die Aufgaben des Museums und Frau Kramers Bilder zur Deckung.

Zweitens ergänzen Frau Kramers Bilder das Museum um einen weiteren Zugang zum Thema Militär, Krieg und Gewalt.

Neben den kalten, technischen und rationalen Zugängen wie Panzern, Dienstvorschriften und Statistiken ermöglichen Frau Kramers Bilder einen warmen, organischen und emotionalen Zugriff.

Ihre Bilder erinnern daran, dass das Militär keine Maschine ist, sondern aus Menschen besteht – in dieser Generation vor allem aus Vätern, Brüdern, Ehemännern.

Und die Bilder sind das geeignete Medium für diese Erinnerung.

Ein Bild, das die Sehnsucht eines Kindes nach seinem abwesenden Vater vermitteln kann, lehrt unsere Besucher mehr als jede Statistik über die Zahl der Väter in einer Panzerdivision.

Damit schafft das Panzermuseum dank Frau Kramers Hilfe – zumindest ein wenig – den anfangs erwähnten Spagat zwischen düsterem Thema und sinnlich-emotionalen Museumserlebnis.

Und darum erteile ich ihr nun sehr gerne das Wort.